

Gert Tschögl (Burgenländische Forschungsgesellschaft)

Erleben - Erinnern - Erzählen.

Innensichten aus der Arbeit mit ZeitzeugInnen.

REFUGIUS | Symposium am 4. April 2009 in Oberwart

Im ersten Teil meines Beitrags werde ich ein paar Anmerkungen zum Verständnis für das Arbeiten mit Erinnerungen und Erzählungen geben. Im Anschluss daran zeige ich ein etwa 17 Minuten langes Interview mit Hans Deutsch aus dem Jahr 2001. Das Videointerview ist bearbeitet und eines von mehreren Kurzportraits von Personen, die ich im Zeitraum 2001 bis 2003 für die Publikation „Vertrieben. Erinnerungen burgenländischer Juden und Jüdinnen“ durchgeführt habe. Hans Deutsch, er verstarb noch vor der Veröffentlichung des Buches im Jahr 2004, stammte aus Kőszeg und war als Zwangsarbeiter am Südostwallbau im Bezirk Oberwart beteiligt.

Erinnern und Erzählen – ganz im Trend

Dass das heurigen Symposiums von REFUGIUS in Oberwart unter dem Titel „**Der Südostwallbau in erzählter Erinnerung und in der Wissenschaft**“ gehalten wird, trägt der gegenwärtigen Diskussion und dem Forschungstrend insofern Rechnung, als der Begriff „erzählte Erinnerung“ neben den Begriff „Wissenschaft“ gestellt und zur Diskussion gebracht wird. Wir können eigentlich von einem Boom sprechen, der sich in verschiedenen Bereichen mit dem Thema „Gedächtnis“ und „Erinnerung“ beschäftigt. In der Kunst ebenso, wie in der Wissenschaft oder auch in der Politik, in der Form der „Vergangenheitspolitik“. Aber warum erzeugt das Thema „Gedächtnis“, „Erinnerung“, „erzählte Geschichte“ usw. ein derart großes Interesse in Fachpublikationen, bei Symposien, auch bei Massenmedien oder im Schulunterricht in Form von ZeitzeugenInnengesprächen. Dass SchülerInnen, allen allgemeinen Einschätzungen einer unpolitischen und zeitgeschichtsabstinenten Einstellung der Jugend trotzend, sich für diese Themen in Schulprojekten und Fachbereichsarbeiten interessieren, sei hier auch erwähnt.

Es sind drei wesentliche, fast zeitgleich auftretende Entwicklungen zu beobachten, die diesen Trend formen.

1. Die Fortschritte in den Neurowissenschaften in der Erforschung des Gedächtnisses und des Erinnerns, deren Ergebnisse in der Soziologie, Psychologie, Pädagogik, Sozial- und Kulturanthropologie, Kulturwissenschaften, in den historische Wissenschaften usw. Beachtung finden, und auf diese innovativ wirken. In der Geschichtswissenschaft geht darauf der Mediävist Johannes Fried in seiner Publikation „Der Schleier der Erinnerung“ ein. Er kommt zum für die Geschichtswissenschaften folgenschweren Schluss, dass kein Unterschied im neuronalen Verarbeiten von tatsächlich Erlebten und Nichterlebten besteht. Ein fremdes Foto, einen gesehenen Film, eine lebhaft erzählte Erzählung oder einen Traum kann das Gedächtnis nicht immer als solche von den realen Erfahrungen unterscheiden. „Irreales kann erinnert zur Realität werden“¹.

2. Die Internationalisierung des Erinnerns, oder wie es die Soziologen Daniel Sznaider und Natan Levy auch als „Erinnern im globalen Zeitalter“ nennen. Das Gedenken und Erinnern an den Holocaust wird zu einem übernationalen Akt, innerhalb welchem auch nationales und

¹ Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. C.H. Beck München 2004, S. 109.

individuelles Erinnern möglich ist. Diese „kosmopolitische Erinnerungskultur“ bei der das Globale und das Lokale nicht als kulturelle Gegensätze existieren, sondern sich verbinden und gegenseitig voraussetzen, löst nationales und individuelles Gedenken und Erinnern nicht ab, sondern ergänzt es.

Nebenbei bemerkt sei hier, dass auch in der Politik etwas in Bewegung zu sein scheint. 2005 wurde durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen in einer Resolution der 27. Jänner, der Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, offiziell zum Internationalen Holocaustgedenktag erklärt. Gemeinsames internationales Gedenken, statt nationalem Gedenken. In dieser Form hat es das seit 1945 nicht gegeben. Also auch hier eine langsame Entwicklung die etwas verändert, auch wenn man das im lokalen- oder regionalen Kontext in vielen Gemeinden leider (noch) nicht ausmachen kann.

3. Und als dritten Punkt ist die zunehmende zeitliche Entfernung von der Zeit des 2.

Weltkrieges und dem Holocaust zu sehen. Wir befinden uns, was diesen Zeitabschnitt betrifft, und um es mit den Worten von Aleida Assmann zu sagen, am **Wendepunkt vom „kommunikativen Gedächtnis“ zum „kulturellen Gedächtnis“**. Das heißt nichts anderes, dass jene Personen, die aus eigenem Erleben oder als ZeitzeugInnen von Ereignissen berichten können, bald nicht mehr unter uns sein werden, und diese Erinnerungen und Erzählungen dann nur mehr aus zweiter Hand, also durch die Wiedererzählung der Kinder und Enkel oder durch die Medien, stammen. Dies hat für all jene, die sich mit Gedenken, Erinnern, Zeitzeugenschaft usw. beschäftigen den wohl direktesten Einfluss.

Nach Assmann umfasst das kommunikative Gedächtnis den Zeitraum von etwa 80 Jahren, also etwa 3 Generationen. Es ist eigentlich sehr kurzfristig und beinhaltet im Wesentlichen persönliche Erfahrungen und Erinnerungen der Gruppenmitglieder, die vor allem durch die Erzählung weitergegeben werden.

Demgegenüber hat das kulturelle Gedächtnis einen weiteren Zeithorizont. In ihm sammelt jede Gesellschaft und Epoche einen Bestand an Texten, Bildern und Riten, die durch wiederholenden Gebrauch das Selbstbild stabilisieren und vermitteln, also eine Art kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, aus welchem eine Gruppe letztlich auch die Gruppenidentität nährt. Das kulturelle Gedächtnis ist wandelbar, also nicht zeitlos, und es ist vor allem kontextgebunden vor dem Hintergrund gerade aktueller Bedürfnisse der Gruppe zu sehen, und es unterliegt den gesellschaftlichen Machtkonstellationen.

Die Erzählung als Quelle

Die „klassisch“ arbeitenden HistorikerInnen haben mündliche Quellen, welche zu einem guten Teil in Form von Interviews im Augenblick des Interviews erst erzeugt werden, und in den 30er Jahren in den USA als Methode erstmals zur Anwendung kam, schon immer als „unsauberes Werkzeug“ angesehen, das einer schriftlichen Quelle kaum etwas entgegenzusetzen hätte. Diese Haltung verstärkte sich Ende der 60er Jahre, als diese Methode auch aus ideologischen Gründen von einigen HistorikerInnen abgelehnt wurde, weil mittels der Oral History die „Geschichte von unten“ geschrieben wurde, um der „Geschichte von oben“ entgegenzutreten.

Heute wird der Diskurs „mündliche Quellen“ versus „schriftliche Quellen“ nicht mehr in dieser Weise geführt. Es ist vielmehr eine völlige Neubewertung von Quellen, die ja die Substanz der Geschichtsschreibung sind, im Gange.

Nicht nur erinnernde und erzählende Quellen (Oral History) sondern auch klassische schriftliche Quellen unterliegen nach Johannes Fried dem Trugbild der Evidenz von Erlebtem.

Also all das, was jene Historiker, die ausschließlich auf die „klassischen“ schriftlichen Quellen vertrauten und den mündlichen Quellen vorwarfen, soll nun auch auf schriftliche Quellen zutreffen. Natürlich kann man argumentieren, dass es die Quellenkritik und Ideologiekritik gibt; die wichtigsten Werkzeuge der Geschichtswissenschaft, um Quellen zu bewerten und zu verstehen. Aber das was Johannes Fried meint bedeutet mehr: es erschüttert die Geschichtswissenschaft in seinen Grundfesten, wenn ausgehend von den neurowissenschaftlichen Erkenntnissen über das menschliche Gedächtnis und Erinnern, er von „Modulationsfreude des Erinnerns“² oder an anderer Stelle seiner Publikation „Der Schleier der Erinnerung“ von „konstruierten Gespinsten des Gedächtnisses“³ spricht. Und so plädiert Fried dafür, neben den traditionellen Werkzeugen wie Quellenkritik und Ideologiekritik, die Geschichtswissenschaften um eine „Gedächtniskritik“ zu erweitern.

Erinnern ist Reproduktion und ständiger Austausch

Erinnern ist kein Vorgang, der Gespeichertes einfach nur abrufen, sondern Erinnern basiert auf einen Reproduktionsprozess.

„Die Erinnerung ist in einem beständigen Fluss, weil das Bewusstseinsleben in beständigen Fluss ist, und nicht Glied an Glied in der Kette sich fügt. Vielmehr wirkt jedes Neue zurück auf das Alte, seine vorwärts gehende Intention erfüllt sich und bestimmt sich dabei, und das gibt der Reproduktion eine bestimmte Färbung.“⁴, schrieb Edmund Husserl in seiner „Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins“ bereits zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Der auf Husserl zurückgehend phänomenologische Ansatz liefert uns auch die Grundlage zum heutigen Verständnis der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung. Die Phänomenologie unterscheidet zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung. Die Erscheinungen – d.h. also die Sinneseindrücke – stellen den primären Gegenstand der Wahrnehmung und die Basis der Erfahrungserkenntnis dar. Da uns die Sinne täuschen können, können wir auch alles bezweifeln, was wir als „objektive“ Dinge bezeichnen.

Für Husserl folgt daraus jedoch kein Relativismus, der jedem Individuum eine eigene Wahrheit zulässt. Durch das Bewusstsein und dessen Intention, gelangt der Mensch von der Wahrnehmung zur Erkenntnis. Durch die Intention, wie es Husserl nennt, wird aus der Gesamtheit des Wahrgenommenen jenes selektiert („eingeklammert“), was von Interesse ist, der Rest wird „ausgeklammert“.⁵

Diese Erkenntnis, die Husserl bereits in den Jahren zwischen 1893-1917 formulierte, ist für uns heute besonders wichtig, denn so kann man geschichtsrevisionistischen Strömungen, die sich neue Erkenntnisse der Neurowissenschaften für ihre eigenen Argumentationen zu nutze machen, entgegentreten. So könnte man ja auf die Idee verfallen, dass Aussagen von Opfern des Holocaust partiell als „falsche Erinnerungen“ gesehen werden, und dies zur Argumentation gegen historische Fakten missbrauchen. Diese „falschen Erinnerungen“ bedeuten jedoch nicht, dass etwas nicht geschehen sei, sondern nur, dass es anderes wahrgenommen wurde, die Wahrnehmung also anders selektiert wurde, als andere das taten.

² Fried 2004, 150.

³ Fried 2004, 161.

⁴ Husserl, Edmund: Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1892-1917). Gesammelte Werke Bd.10, Hg. Rudolf Boehm. Den Haag 1976. Zit. in: Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main 1995, S.70.

⁵ Unter der „Phänomenologischer Reduktion“, ein Schlüsselbegriff bei Husserl, versteht man das Zurückgehen auf das unmittelbar Erleb- bzw. Wahrnehmbare. Von Vorurteilen, Ideen, Konzeptionen, Vergleichen, Bewertungen, oder Hypothesen soll dabei möglichst vollständig abgesehen werden.

Dass der Holocaust aber Realität war, dass es den unmenschlichen Lageralltag gab, dass es Erschießungen und Kriegsverbrechen beim Südostwallbau gab, das ist objektiv Geschehenes. Ein kurzer Satz zum Begriff der „falschen Erinnerungen“. Diese entstehen – so die gegenwärtige Gedächtnisforschung – vereinfacht gesagt dadurch, dass das menschliche Gehirn **nicht** zwischen verschiedenen Quellen seiner Wahrnehmungen unterscheidet. Also: ob ich etwas selber sehe, oder ob ich dies erzählt bekomme, oder dies in einem Film sehe – macht im Modus der – nennen wir es der Einfachheit halber „Abspeicherung“ –, keinen Unterschied. Ich würde daher auch den Begriff „ZeitzeugInnen“ differenzierter sehen. Als „EreigniszeugInnen“, möchte ich jene bezeichnen, die das Ereignis selbst gesehen haben oder zu Handelnden wurden. Als „Zeitzeuge“ oder „Zeitzeugin“ ist eine Person anzusehen, die in dieser Zeit gelebt hat, und die Ereignisse aus damaligen Erzählungen, Medienberichten, Gerüchten etc. erinnert und wiedergibt.

Als Beispiel dafür kann ich meine Erinnerung an die erste Wohnung, in der ich als Kleinkind aufwuchs, anführen. Ich sah lange Zeit einen Treppengang, der direkt vom Hof der Tischlerei meines Großvaters in den Hintertrakt des Hauses führte, und eine damit verbundene Geschichte, als meine früheste Erinnerung an. Erst viele Jahre später und mit meinem heutigen Wissen begriff ich, dass ich mich nur an ein Foto aus dem Familienalbum und einer dazugehörigen Erzählung meiner Eltern erinnerte. Denn in diesem Alter, ich war höchstens 3 oder 4 Jahre alt, hat man noch kein autobiografisches Gedächtnis, das dieses bildhafte Erinnerung in Zusammenhang mit einer Episode speichern würde. Das autobiografische Gedächtnis entwickelt sich erst im Alter zwischen 6 und 7 Jahren.

Die Vorstellung das Gedächtnis wäre ein Speicher, oder auch ein Aufzeichnungsapparat, der zumindest selektiv Spuren aufzeichnet – nur um eine der vielen Metapher die Wissenschaft und Literatur zu benutzen –, müssen wir nach dem heutigen Stand der Neurowissenschaften durch eine neue bildhafte Vorstellung ersetzen. Schon mehr entspricht dem Gedächtnis und dem Zugriff darauf – dem sich Erinnern – die Metapher eines Netzwerkes von Computern und Servern, die in ständigen Austausch miteinander, auf Informationen stoßen, sie bewerten, verwerfen, neu speichern, alte überschreiben oder verändern. Und stellen wir uns hinter diesen vielen Speichereinheiten, sie bedienende SystemadministratorInnen vor, die auch einmal ihren Server runterfahren oder den Zugriff von außen verweigern, dann kämen wir dem, wie Gedächtnis und Erinnern bildhaft dargestellt funktioniert, schon etwas näher.

Die Bedeutung für die Praxis

Ich möchte nun versuchen konkret zu werden und dies mit Beispielen aus meiner Interviewtätigkeit darstellen.

Mein erstes Beispiel ist das von Frau L. Im Interview betonte sie, auch auf mein zweimaliges, späteres nachfragen hin, dass knapp nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich, lokale NS-Verbände zu Ehren ihres Großvaters an dessen Geburtstag einen Fackelzug an seinem Haus vorbeiziehend veranstalteten. Dies ist natürlich offenbar eine sogenannte „falsche Erinnerung“, die so erklärbar wäre, dass die Eltern, um das Kind vor den bedrohlichen Geschehnissen zu schützen, das Ereignis uminterpretierten um ihr die Furcht zu nehmen. Diese Vorstellung hat sich sehr lange gehalten, obwohl die Zeugin des Ereignisses auch andere Geschehnisse zu dieser Zeit beobachtete, die sie beim Interview im Jahre 2002 durchaus richtig interpretierte. Außerdem hatte sie ein emotional starke Beziehung zu ihren Großvater, zumindest sah sie dies so im interview im Jahr 2003.

An dieser Stelle möchte ich noch auf ein Dilemma eingehen, in man sich wiederfindet, wenn Interviewpassagen wie die hier skizzierte, nicht anonymisiert veröffentlicht werden sollen.

Man tritt hier unvermeidlicherweise als „Besserwissender“ auf, der den Erzählungen des/der ZeitzeugInnen keinen Glauben schenken will – man desavouiert die Erzählung. Ich habe in solchen Fällen versucht, mit der/dem InterviewpartnerIn in einen kommunikativen Prozess zu treten, der meine Einwände erklärt. Darüber hinaus war durch die redaktionelle Gestaltung des Textes und das Autorisieren durch den/die InterviewpartnerIn die Endversion des Textes erarbeitet worden.

Als zweites Beispiel möchte ich jenes der Brüder Heinrich aus Großpetersdorf erzählen. Sie wollten zusammen und mit ihrer Kusine interviewt werden. Ihre Lebensgeschichte war sehr eng miteinander verbunden, sie waren praktisch das ganze Leben miteinander in beruflicher und auch privater in enger Beziehung und hatten die einschneidenden Erlebnisse im Jahr 1938 gemeinsam erlebt. Und dennoch waren ihre Erinnerungen daran, ob die Nazis in Eisenstadt wo sie zur Schule gingen oder in Großpetersdorf wo sie lebten, „heimische“ oder „auswärtige“ Nazis waren, nicht einheitlich. „Die waren alle nicht von da“ sagte der eine, „es waren die hiesigen“, so der andere.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch auf ein Phänomen hinweisen, das in der Erinnerung der vertriebenen Jüdinnen und Juden aus dem Burgenland häufig auftritt. Jene von ihnen, die sehr früh ins Ausland flüchten konnten, erzählen über die Zwischenkriegszeit in einem ganz anderen, vielleicht versöhnlicherem Tonfall, als jene, die später erst flüchten konnten, z.B. nach der Pogromnacht im November 1938. So ließe sich auch das Phänomen erklären, dass ein Teil der Vertriebenen aus dem Burgenland die Zeit vor 1938 weniger antisemitisch darstellt, als sie tatsächlich war. Und zwar jener Teil unter ihnen, der noch vor dem November 1938 ins Ausland flüchten konnte; also vor der Pogromnacht. Ohne die Erfahrung dieser Nacht kollektiver Verfolgung gemacht zu haben, ist es möglich die Zeit bis 1938 sinnvoll und mit Bedeutung der für die Lebensgeschichte zu re-interpretieren. Und so wird von diesem Teil der vertriebenen BurgenländerInnen das oft zitierte „gute Miteinander im Burgenland bis 1938“ mehrheitlich betont. In diesem Fall jedoch aus ganz anderen Gründen, als dies auf der TäterInnen- und MitwisperInnenseite erfolgt, die mit diesem Narrativ die eigene Mitschuld an den Ereignissen relativieren will

So war es auch sehr bezeichnend, dass die aus Wien stammende Ehegattin von Rudolf Heinrich, die während des Interviews im Hintergrund zuhörte, sich gegen den „versöhnlichen“ Tonfall ihres Mannes zu Wort meldete und heftig protestierte. Sie wurde aus Wien vertrieben, und hatte andere Erfahrungen als ihr Mann gemacht. Die Familie Heinrich gelangte im September, also vor der Pogromnacht, nach Argentinien.

Mein letztes und drittes Beispiel ist jenes von Hans Deutsch. Er erzählte mit einer großen Sicherheit; vieles an Interpretation floss auch durch sein Wissen, dass er erlesen hatte, ein. Er wirkte zeitweise wie ein Historiker, der seine Erfahrungen und sein Wissen an die Generationen nach ihm weitergeben will. Die Schwierigkeit bei solchen InterviewpartnerInnen liegt natürlich auf der Hand: was in der Erzählung ist erlebt, und was erlesen. Aber Hans Deutsch war sich auch seiner Person als Zeitzeuge bewusst, wenn er ausdrücklich und namentlich auf den Tod eines Mannes aus Lockenhaus verweist, der am Todesmarsch am Präbichl erschossen wurde. Er erinnert sich an die Situation sehr genau. Ganz anders sein Auftreten, als er nach dem Interview seine Fotos zeigte und auf das Foto der Deportation der jüdischen Familien aus Kőszeg stößt, dass ihm der Fotograf des Fotos nach 1945 zukommen ließ. Er erkannte seinen Vater und seinen Onkel darauf nicht wieder.

Abschließende Betrachtungen

Für die ErzählerInnen haben Interviews mit HistorikerInnen und anderen InterviewerInnen nicht nur die Bedeutung der Wissensweitergabe im Sinne des kommunikativen Gedächtnisses, sondern auch jenes der Familiennarrative. In vielen Fällen besteht das Interesse an der Familiengeschichte erst wieder bei den Enkelkindern. Warum oft die Kinder kein Interesse daran zeigen will ich hier nicht ausführen. Über die Vermittlung von Projekten, Publikationen, Videointerviews, ZeitzeugInnengesprächen ist diese Weitergabe auch an die eigene Familie jedoch möglich.

Darüber hinaus ist die biografische Erzählung in Form eines Interviews auch eine Selbstvergewisserung der eigenen Identität. Vor allem gegen das Lebensende wird der Wunsch zu erzählen immer größer. Dies hat natürlich auch etwas mit einer Art Befreiung und Aufarbeitung von Verdrängtem zu tun.

Für die Wissenschaft bedeuten Interviews mit ZeitzeugInnen heute bei weitem mehr als „Oral History“ zu betreiben. So macht die Biografieforschung Interviews, neben Tagebüchern etc., zu einem ihrer zentralen Quellen. Interviews werden aber heute auch in der Geschichtsforschung unter ganz neuen Aspekten betrachtet. So sind sie nicht mehr alleine Quellen für historische Fakten, sondern vielmehr auch Quellen für die sich ständig wandelnden Befindlichkeiten einer Gesellschaft, und geben auch so Auskunft über zeitgenössisches Denken im Umgang mit der Vergangenheit.

In der *Civil Education* oder politischen Bildung haben ZeitzeugInnen schon immer einen wichtigen Stellenwert gehabt, da durch deren persönliche Vermittlung Handlungsmöglichkeiten und historischen Ereignissen in einen Zusammenhang gestellt werden können und in einer nachvollziehbare Weise, nämlich auf der Ebene einer Lebensgeschichte, Geschichte begreifbar machen. Dass der persönliche Kontakt auch erfahrbare Emotionen zulässt, sie hier natürlich auch erwähnt.

Zuletzt stellt sich natürlich die Frage für uns, was tun wir, wenn die letzten ZeitzeugInnen des Holocaust von uns gegangen sind.

Aus meiner Sicht betrachtet bedeutet dies:

1. Wir müssen die Interviews auch für die nächsten Generationen sichern, denn diese werden zum Gedächtnis für die nächsten Generationen, was natürlich auch finanzielle und technische Mittel erfordert.
2. Die Bereitschaft der ZeitzeugInnen, in manchen Fällen auch sehr persönliche Dinge zu erzählen, ist auch ein Auftrag an die nachfolgenden Generationen, das Wissen weiterzugeben. Zumindest sollten wir so weit vorsorgen, dass niemand in Zukunft behaupten kann, man hätte davon nichts gewusst.

Ich möchte meinen Beitrag mit Worten des niederländischen Poeten, Schriftstellers und Reisenden Cees Nooteboom beenden: „Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.“

Literatur:

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. C.H. Beck München 1999 (Brosch. Sonderausgabe 2003).

Eckel, Jan / Moisel, Claudia (Hg.): Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive. (=Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, band 24). Wallenstein Verlag Göttingen 2008.

Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. C.H. Beck München 2004.

Levy, Daniel / Sznajder, Natan: Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001 (Aktualisierte Neuauflage 2007).

Markowitsch, Hans J. / Welzer, Harald: Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Klett-Cotta Stuttgart 2005 (2. Auflage 2006).

Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Campus Verlag Frankfurt am Main, New York 1995.